© NZZ AG

«Am Tunnelende ist das Licht»

In den Neujahrsansprachen der Bundespräsidenten überwiegt das Ritual



Monika Bütler

Da steht doch eh immer das Gleiche drin», meinte meine Schwester zur Idee, Neujahrsansprachen der Schweizer Bundespräsidenten und -präsidentinnen zu analysieren.

Dennoch: Eine statistische Wortanalyse der 35 online verfügbaren Ansprachen enthüllt subtile Veränderungen. Die häufigsten Worte sind banal: «Land», «Jahr», «Menschen», «Welt» (weniger heikel als Europa). Natürlich «Schweiz» – seit 1990 sogar noch häufiger. Rar gemacht haben sich in letzter Zeit «Gott», «Liebe» (mit grossem und kleinem «l»), ebenso die «Herzen», welche um die Jahrtausendwende verschwanden und erst nach 2008 wiederauftauchten. Ferner wird «Gemeinschaft» durch die weniger verpflichtende «Gesellschaft» verdrängt. Die speziellen Wünsche an die Kranken sind angesichts steigender Gesundheitskosten spärlicher geworden. Und die Jugend schliesslich taucht prominent nur auf, wenn sie Probleme macht: als Protestbewegung der achtziger Jahre oder als zu kleine Gruppe von Beitragszahlern in der Altersvorsorge (Samuel Schmid, 2005).

Ein eher überraschender Dauerliebling in den Neujahrsansprachen ist das Wort «müssen»: Schweizerische Freiheit bedeutet offenbar, dass jeder müssen darf. Vor lauter Müssen scheinen die Bundespräsidenten keinen Platz für «wünschen» oder gar «wollen» zu haben, was einer Willensnation schlecht ansteht.

Deutlich wird, ob sich die Schweiz gerade in einer Rezession («anstehende Probleme») oder einer Hochkonjunktur («bewältigte Probleme») befunden hat. Schwer zu bestimmen ist wie beim Wein der genaue Jahrgang der meisten Reden. Interessant ist auch, was jeweils nicht gesagt wird: Fichen-Skandal, Swissair-Debakel, UBS-Rettung und Atomdebatte haben am Jahresbeginn nichts verloren. So lesen sich viele der Passagen dermassen zeitlos, dass man aus ihnen problemlos eine Neujahrsrede für 2012 basteln könnte.

«Unsere Wohlfahrt steht und fällt mit dem Export» (Fritz Honegger, 1982). «Arbeitsplätze können wir nur erhalten, . . . wenn unsere Produkte und Dienstleistungen auf den Weltmärkten wettbewerbsfähig sind» (Otto Stich, 1994). «Das Flüchtlingsproblem stellt Belastungsproben, die wir gemeinsam meistern müssen» (Arnold Koller, 1990).

Wer denkt, die Kritik an den kruden Zahlen und den Rankings sei neu, täuscht sich. Georges-André Chevallaz meinte 1980: «Die Wirtschaftsstatistiken und die internationalen Vergleiche weisen unserem Land einen günstigen Platz zu . . . Aber diese nüchterne materielle Bilanz ist kein Anlass zum Übermut . . . Der Index des Bruttosozialproduktes ist nicht der Index des Glücks, ein guter Geschäftsgang ist nicht gleichbedeutend mit gutem Gewissen.»

Wie meine Schwester richtig gespürt hat, überwiegt das Ritual. Auch Radio DRS fand vor zwei Jahren in den Reden mehr Beschwörungsfloskeln als politische Inhalte. Der Theologe Andreas Kley sieht sie sogar als Ausdruck einer schweizerischen Zivilreligion, als Hinweis «auf eine Macht der andern Ordnung, die ohne Gewalt mitreissen und ohne Überredung überzeugen kann». Ich hätte es wohl einfacher ausgedrückt: Die Reden gleichen dem (vorchristlichen) Alpsegen, einer Beschwichtigung der Gewalten in Natur und Welt. Und überhaupt: Weshalb sollten die Reden immer anders sein, wenn die Probleme dieselben bleiben? Die Frage des legendären Rudolf Minger, der 1935 die allererste Neujahrsansprache eines Schweizer Bundespräsidenten hielt, ist für den 1. Januar 2012 wie geschaffen: «Was wird in diesem neuen Jahre den Völkern dieser Erde, was wird Europa, was unserer kleinen Schweiz beschieden sein?» Die Antwort liegt bereits vor: «Am Tunnelende ist das Licht» (Adolf Ogi in seiner «Tännli»-Rede im Jahr 2000, die seither auf Youtube Kultstatus erreicht hat).

Frau Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf: Bitte nehmen Sie es uns nicht übel, wenn wir gespannt sind.

Monika Bütler ist Professorin für Volkswirtschaftslehre an der Universität St. Gallen und führt das Schweizerische Institut für Empirische Wirtschaftsforschung.